

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 20

Artikel: Erinnerungen eines Postmeisters am Simplon
Autor: Forcart, Lucas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671635>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

selten. Auch Bergsteigervereine, wie wir sie in Europa kennen, gibt es drüben nur in ganz beschränktem Maße, und ihre Mitgliederzahl hält keinerlei Vergleich mit den in Europa üblichen Ziffern aus. Gewiß gibt es in den Vereinigten Staaten und in Kanada ein paar Bergsteiger (meist Studenten), deren Namen auch bei uns einen guten Klang haben — aber das sind *U s s n a h m e n*, und das Gros der Touristen hat keinerlei bergsteigerische Interessen. Man mag das positiv oder negativ beurteilen, den einen Vorteil hat es jedenfalls, daß die *Rocky Mountains* noch „unerschlossen“ geblieben sind und so dem wirklichen Naturfreund und Bergsteiger noch den ganzen Reiz einer vom Menschen kaum

berührten Bergwelt zu bieten vermögen — ohne gebahnte Bergwege, ohne Gasthäuser und Hütten und ohne den ganzen „Betrieb“, der nun einmal den größten Teil der europäischen Alpen längst erfaßt hat. Nur ganz selten finden sich oben in den Bergen kleinere, selbstverständlich unbewirtschaftete *Blockhütten* — meist ist der Bergsteiger auf sein *Belt* angewiesen. Wer es aber trotz dieser Unbequemlichkeiten wagt, in die oberen Regionen der *Rocky Mountains* vorzustößen, der findet dort außerhalb der wenigen Hotels das Paradies einer noch völlig echten, vom Menschen unbeeinflussten Natur, deren einzigartige Schönheit ihn überreichlich für alle Mühen entschädigt.

Bergnebel.

Wie die Nebel durch die Schluchten schleichen,
lautlos über Wald und Weiden streichen!
Ringsum Schleierwolken, Wolkensleier!
Gleich dem Rauch von einem Hirtenfeuer
wallt es aus der Tiefe nach den Höhen:
bleierngraues Wandeln, Wanken, Wehen...
Und wohin auch mag dein Auge schauen,
ist ein unaufhörlich Nebelbrauen.

Halb zerschlossene, halb erstarrte Schatten,
stehn die Bärchen auf den Nebelmatten,
und der Bäume Strünke auf den Weiden
scheinen närrische Frazen nun zu schneiden:
bald jedoch sind Gipfel wie auch Hänge
wieder zugedeckt vom Dunstgedränge,
und die düstergrauen Wolkenwogen
haben ganz das Bergtal aufgesogen...
Nur das Herdenläuten überm Gaden
glöckelt aus den zieh'nden Nebelschwaden,
lauter bald, bald matt, wie im Berwehen;

doch die Herde selbst ist nicht zu sehen
und kein Hirt läßt einen Sauchzer steigen,
alles ist gehüllt in graues Schweigen.

Da, auf einmal, steh', dem Tale zu
teilt das dichte Grau sich nun im Au,
und umgeben rings von grünen Auen
ist ein weißes Kirchlein dort zu schauen;
war es nicht, als ob ein Sonnenstrahl
sich verloren in sein Fenster stahl?

Wie erstanden, ist das Bild versunken,
alles wiederum im Dunst ertrunken;
nur des Kirchleins fernes Glockenklingen,
leis vermag's noch durch das Grau zu dringen,
stimmend ein in das Geläut der Herde...
Nur ein Weilchen noch, dann wieder Stille;
willst dem Wort du lauschen der Sibylle,
oder harrst du, nebeltrunkne Erde,
auf ein neues, göttliches: Es werde?

Emil Hügli.

Erinnerungen eines Postmeisters am Simplon.

1811—1813.

Von Lucas Forcart.

Wenige Jahre nach der Erstellung der Simplonstrasse suchte die Frachtereie in Sitten einen zuverlässigen Mann, der in Brig den Post- und Warenverkehr über die neue Gebirgsstrasse besorgen und überwachen könne. Der erst zwanzigjährige Basler, Lucas Forcart, nahm das Amt an und erzählt uns aus seinen Erinnerungen folgendes:

Die Post in Brig war einem Wirt übergeben, und ich sollte die Aufsicht haben und dafür be-

sorten sein, daß stets dreißig gute Pferde und zuverlässige Postillione bereit standen.

Bei Tagesanbruch stand ich auf, besorgte die Baumwollfrachten, wovon das große Lagerhaus, das etliche tausend Ballen faßte, angefüllt war. Die Knechte wogen und schichteten sie auf, während ich den Empfang bescheinigte und Frachtbriefe schrieb. Am Abend zwischen fünf und sechs Uhr war ich fertig. Aber im Sommer kam zwischen sechs und acht Uhr noch ein Postwagen von

Genf und zwischen neun und 11 Uhr ein anderer von Mailand an. Da mußten auch diese Waren noch verzollt und eingeschrieben werden, was für jede Post, je nachdem die Ladung war, ein bis drei Stunden erforderte. Wenn es also gut ging, kam ich erst um Mitternacht ins Bett und brauchte kein Schlaflied. Am andern Abend konnten sechs Eilwagen eintreffen, die befördert werden mußten, was ebensoviel Zeit wegnahm. Zudem war mir die Aussicht über den Umladepfahz in Domodossola übertragen, der von Hermil, einem Italiener, besorgt wurde. So mußte die Einrichtung getroffen werden, daß entweder alle 10 Tage, wenn ich nach Domodossola fuhr, die Eilfrachten nicht eintreffen durften, oder daß jemand von Sitten herauf kam, um für mich das Nötige zu besorgen; denn einen Tag brauchte ich über den Berg hinüber, rechnete am Abend mit Hermil ab und reisste um zwei oder drei Uhr nachts wieder zurück.

Mein Geschäft war in den ersten zwei Monaten ordentlich eingeleitet. Mein schon nach zwei Monaten hatte dies ein Ende. Sowie die Schneemassen auf dem Berg fielen, wurde der Güterversand unregelmäßig, und die Postwagen kamen von beiden Seiten viel später. So kam es, daß ich den ganzen Winter nicht mehr entkleidet zu Bette gehen konnte. Kam die eine Post zwischen neun und zehn Uhr nachts, so hatte ich an ihr bis Mitternacht zu tun; kam die andere zwei oder drei Stunden später, so war wieder für ein oder zwei Stunden Arbeit vorhanden. Ich zog daher bald nach dem Nachtessen meine Nachtkleider an und legte mich ins Bett; meine Lampe und mein Kaminfeuer brannten fort. So konnte ich, wenn auch nicht immer schlafen, doch liegend ein bis anderthalb Stunden ruhen. Von weitem schon hörte ich das Geschell, wenn eine Post nahte, und ich saß schon an meinem Pult, wenn der Postbegleiter eintrat. Um Mitternacht machte ich mir im Kamin einen schwarzen Kaffee, um wach bleiben zu können und arbeitete dann, bis der andere Postwagen kam und auch abgefertigt war; dann begab ich mich wieder ins Bett, bis der grauwende Morgen die Knechte zu mir führte, die Waren zu laden hatten.

Die Winterreisen nach Domodossola waren sehr beschwerlich und gefährlich, und doch waren sie mir oft eine Ruhe; denn wie ich die Zeit zur Arbeit weislich einteilen mußte, so war ich auch darauf bedacht, die Zeit, da ich Ruhe finden konnte, zu nützen. Als Postaufseher hatte ich mei-

nen besondern Schlitten mit Aufschrift. In diesem entfernte ich den Sitz und häufte an dessen Stelle einen Bund Stroh als Kissen und der Länge nach Stroh zum Lager an. Wenn ich alles besorgt hatte und mit Reithose und Mantel angetan war, legte ich eine Wolldecke in den Schlitten und wickelte mich liegend hinein. Die Schlittenführer, die mein Leben kannten, sorgten schon, daß ich so wenig wie möglich gestört wurde, und so schlief ich zuweilen schon ein, ehe man abfuhr, und konnte vor und nach dem Mittaghalt meine sechs bis zehn Stunden ruhen. Ich tat den Leuten keine Wohlthat, und doch waren sie mir sehr zugetan. So war ich bei schlechtem, gefährlichem Wetter wie von Engeln umgeben, die, wenn sie auch zuweilen im Schneesturm nicht hindern konnten, daß mein Schlitten umfiel, doch gleich besorgt waren, ihn vor dem Abgrund zu schützen und aufzurichten. Ich wurde auch mit den Gefahren so vertraut, daß ich mich öfters gar nicht aufrichtete im Schlitten, wenn er umfiel, sondern nur dankend meinen Leuten zurief, wenn sie mich samt dem Schlitten retteten. Diese meine Furchtlosigkeit muß den Leuten aufgefallen und in den Wirtshäusern zum Gespräch gekommen sein, denn es kam vor, daß die Schlittenführer mit furchtsamen Damen zu mir ins Posthaus kamen und in Gottes Namen baten, eine in meinen Schlitten zu nehmen, gelegentlich waren es auch Herren, die vor Angst fast vergingen. Verweigern konnte ich's nicht; auch dies war Beruf und Pflicht. Freilich war es da nicht nur um die Ruhe geschehen, sondern es gab Auftritte, daß Damen fast in Verzweiflung gerieten, sich im Schlitten an mir festhielten und mich kneipten.

Es war ein harter Winter 1812. An mehreren Stellen lag auf der Bergstraße Schnee von fünfzehn Fuß Höhe, so daß die Straßenwindungen nur noch an den hohen Stangen, die dem Bord folgten, zu erkennen waren. Meine Mühsale waren groß. Hermil in Domodossola wußte sich bisweilen nicht zu helfen, und noch häufiger rief er mich. Bei Unfällen mußte ich oft unterwegs lange Strecken im Schnee waten, dann die ganze Nacht in Domodossola arbeiten und wieder ohne Ruhe in grimmiger Kälte zurückkehren. Ich traf zwar meine Maßregeln. Vor der Abreise in Domodossola machte ich mir meinen Trank von einem Schoppen rotem Wein, Zucker, Zimmt und zwei Eiern in einer Schokoladenkanne warm und schäumend; den trank ich, um mich vor dem Erfrieren zu schützen. Allein ich kam zuweilen



Wilde Bergschafe in den Rocky Mountains an der Wildfütterung.

halb tot in Brig an, um sofort weiter zu arbeiten. Das hatte zur Folge, daß ich einmal inmitten der Nacht, an der Arbeit sitzend, bewußtlos rückwärts fiel, den Kopf an die eiserne Kasse schmetternd, vom Schlittenführer, für den ich mich vorbereitete, im Blute liegend wie tot angetroffen wurde. Er rief um Hilfe im Hause, und man brachte mich wieder zum Bewußtsein.

Während meiner Verwaltungszeit wurde die Welt mit Napoleons Sohn, dem Roi de Rome, beglückt, und nun strömten zu seiner Taufe alle weltlichen und geistlichen Hoheiten nach Paris. Wir hatten uns dessen zu gehöriger Zeit vorgeesehen, und unsere Postställe waren mit der doppelten Zahl Pferde angefüllt. Trotzdem stockte der Verkehr, und ich hatte mich Tag und Nacht wegen Vorwürfen zu verantworten. Bischöfe, Kardinäle, Fürsten und Generale in Menge zogen während etlichen Tagen vorüber, und oft stand der große Platz vor meinem Hause voller Fuhrwerke, die warten mußten, bis Pferde wieder zurückkehrten. Man fragte gleich nach dem Postmeister. Da kam ich junger Mann dann, wurde ein- oder zweimal hart angefahren und nahm die Zuflucht gleich zu dem die Welt blendenden Mittel: ich zog mich schön an und setzte meine blaue, sehr reich mit Gold verbrämte Zel-

lerkappe auf, und nun trat ich wie ein Junker zu den großen Herren in ihren Kutschen und wurde fein geachtet. Man warf mir nichts mehr vor, denn das Dienstkleid schützte meine Anordnungen. Von nun an erfuhr ich in dem Putzaufzug eine zuvorkommende, höfliche Behandlung, und von den Bischöfen und Kardinälen empfing ich gewöhnlich den Segen.

Noch manchesmal unternahm ich die Reise über das Gebirge, bei gutem und schlechtem Wetter, aber keine prägte sich meinem Gedächtnis so tief ein wie die folgende.

Ich war in Domodossola zur Aufsicht und Abrechnung und kehrte mit der Post zurück. In den Bergen lag tiefer Schnee. Und schon in Gondo klagten die Postillione und Begleiter über den schlimmen Weg, auf dem die Pferde keinen festen Fuß hatten; alle verkündigten, daß auf dem Berge nicht fortzukommen sei, da infolge des Tauwetters die Pferde nicht vorwärts könnten und eine Lawine nach der andern herunterschmettere. Von alldem sahen wir hier noch nichts. Das Wetter war schön, die Sonne schien, und mich erwarteten in Brig viele und diesmal wichtige Geschäfte, so daß ich dem Postführer sagte, ich für meine Person müsse fort, um im Dorfe Simplon zu übernachten. Ein

neapolitanischer Kapitän, ein Luzerner und Hermil waren die einzigen Reisenden. Der Briefpostillion, der Begleiter, selbst die Wegmacher baten mich, der großen Gefahr wegen von meinem Vorhaben abzustehen. Je mehr sie baten, um so entschlossener war ich. Die Briefpost erklärte, wenn ich als Postaufseher fort gehe, dürfe sie nicht zurückbleiben. Dieser Mann und einige Wegmacher luden auf mich die Verantwortlichkeit, wenn es Menschenleben kostete, und ich wegen vierundzwanzigjähriger Mensch forderte um ein besonderes Trinkgeld etliche Rutner auf, mich zu begleiten, ich wolle allein mit ihnen gehen. Daraufhin wollten die andern auch nicht zurückstehen, und so wurden vier Schlitten bereitgestellt: der erste für Hermil und mich, der zweite für den Kapitän und den Schlittenführer, auf den dritten kamen Gepäck und Nahrungsmittel fürs Dorf, der vierte war für die Briefpost und die Felleisen bestimmt. Zehn bis fünfzehn Wegmacher begleiteten uns, und nach 12 Uhr mittags fuhren wir von Gondo ab, um in anderthalb Stunden nach dem Dorf Simplon zu kommen. Kaum waren wir abgefahren, als sich der Wind mit starkem Gestöber erhob und ein Geschrei nach dem andern anzeigte, daß unsere Pferde vor den Schlitten versanken in dem hohen, halb aufgetauten Schneeweg. Wirklich sahen wir von einem unserer Pferde nur den Kopf, während das vordere noch Boden zum Stehen hatte. Die Wegmacher und Schlittenführer waren beschäftigt, die Tiere aus dem Schnee zu heben, und riefen laut, was zu tun sei. Ich kroch auch aus dem Schlitten. Nicht weit vor uns war die Öffnung der Galerie, hinter uns hatte das Gestöber den Rückweg nach Gondo unmöglich gemacht; also vorwärts! Man nahm die beiden Pferde des zweiten Schlittens zu denen des ersten, die Rutner hielten die Pferde mit den Stangen unter dem Bauch, daß sie nicht so tief sanken, und in einer Viertelstunde hatte der erste Schlitten die Galerie erreicht. So holte man den zweiten, dritten und vierten Schlitten. Wir aßen etwas Brot und gaben auch den halbtoten Pferden davon. Als wir uns ein wenig erholt hatten, gingen wir in der Galerie vorwärts, um zu sehen, warum es so finster sei; denn nur hinter uns und vor der Öffnung in der Mitte war etwas Licht. Wir gewahrten leider bald, daß der Ausgang durch eine Lawine ganz geschlossen war, und hörten hin und wieder wie Kanonendonner die fernen Lawinen. Während ich zwei Mann an den Ausgang hinauf steigen

hieß, um zu sehen, ob man eine Öffnung für die Menschen wenigstens bahnen und bis zum Schutzhaus dringen könne, so verkündete uns ein naher Donner eine Lawine, die den Eingang, durch den wir gekommen, auch bis zur Hälfte verschloß. Mir war zu Mute wie dem Jonas auf dem Schiff, dem der Hauptmann sagte, er sei die Ursache ihres Unglücks. Ich erwartete, daß sie mich alle mit Vorwürfen überhäufen werden, daher ich über Vermögen Mut zeigte, aufmunterte, Hand ans Werk legte und mich erbot, durch eine bereits gemachte Öffnung am Ausgang der Höhle mit zwei Rutnern bis zum Schutzhaus zu dringen, um dort Hilfe zu holen, damit von dort Futter für die Pferde gebracht werde und die Mannschaft unter Obdach komme. Kein Laut von Vorwürfen ließ sich hören; alles war willig, den jungen Frevler machen zu lassen, alles willig, ihm zu gehorchen, zu folgen. Ich kletterte nun mit etlichen Wegmachern die Lawine an der Öffnung hinauf, durch das Loch hindurch, und indem ein Mann mit der Schaufel den Schnee festschlug, folgten wir andern auch und schrien, um in dem nahen Haus gehört zu werden. Der Kapitän und Hermil, durch unser Beispiel aufgemuntert, folgten; die andern blieben bei den Schlitten und den Pferden zurück. Wir kamen äußerst langsam vorwärts und langten endlich gegen drei Uhr nachmittags naß vom Schweiß und Schnee und erschöpft im Hause an. Unser Eintreten entlockte einen Schrei der Bewunderung von den zehn bis fünfzehn Männern, meist Italienern, die, um ein großes Feuer herumgelagert, Wein tranken. Das erste war, sämtliche Mannschaft zur Hilfe in die Galerie zu senden. Dort trieben sie in die davor liegende Lawine einen Stollen, der schon von innen heraus von den Zurückgelassenen angefangen war, so daß er bald durchbrach. Wir drei Reisende saßen, nachdem wir die steifgefrorenen Oberkleider abgelegt und aufgehängt hatten, am Feuer, tranken etliche Gläser roten Italiener Wein und aßen Brot. Indessen spazierten meine Augen in dem weiten Raum des Hauses herum: in einer Ecke war ein Verschlag für das Vieh, sonst erblickte ich nur die leeren Mauern, etwas Futter und Holz, um den Herd zu speisen, ein Fäßchen Wein und Mundvorrat und nahe beim Herd ein Strohlager, um etwa zwei Mann vor dem Erfrieren zu schützen. Das ist kein Ort zum Übernachten für dich, sagte ich zu Hermil, gehen wir vorwärts. Sechs Rutner erhoben sich mit Stangen, uns zu führen. Der Führer, der un-



In den Bergtälern und Sümpfen der Rockies leben noch zahlreiche Elche. Unser Bild zeigt einen jungen Elch, der im Buffalo National-Park aufgenommen wurde.

terdessen mit zwei Schlitten angekommen war, bat mich dringend, nicht weiter zu gehen, und alle Anwesenden stimmten bei, es sei zu gewagt, einer Gefahr entronnen, sich vielleicht in eine noch größere zu begeben, da man ja von ferne das Toben der Lawinen so oft höre. Vergebens, ich blieb bei dem Entschluß, und die beiden andern wollten mit. Ich hatte auch meine Gründe es zu wagen: die zurückbleibende Mannschaft konnte so im Schutzhaus besser Platz finden; also aufgebrochen, unsere Oberröcke wieder angezogen und Abschied genommen! Wir traten vor das Haus und sahen die andern zwei Schlitten unterwegs. Nun war mir leichter. Der Führer, ein zuverlässiger Mann, blieb mit den Schlitten und allem Gepäck zurück; wir aber mit unsern Wegmachern schritten vorwärts, zuerst ich an der Stange, die von zwei Mann unter dem rechten Arm getragen wurde, dann der Kapitän, dann Hermil. Nur ein- oder zweimal sank einer in den Schnee, der tief und locker war; aber kurz vorher gefallene Lawinen hatten wir zu übersteigen, die häuserhohe Schneemassen auf den Weg getürmt hatten. Da lagen die Wegmacher mit uns oft im Schnee bis unter die Arme, und nur mit großer Anstrengung ka-

men wir weiter. Öfters mußten wir ein wenig ausruhen, dann schrien unsere Männer um Hilfe, und wenn sich nichts zeigte, ging es vorwärts, ein Vorwärts, das aber kaum zu merken war; denn um über eine Lawine hinweg wieder auf die Straße zu kommen, hatte uns eine Stunde Zeit gekostet. Wir sahen leider vor uns noch zwei Lawinenhaufen, und mir graute vor der Nacht. Wie wir an die zweite kamen, schrien unsere Leute halt; denn mit großem Getöse kam von ferne eine ungeheure Lawine, von der wir nicht wußten, ob sie uns mitschleudern würde. Nahe bei uns tobte sie vorbei, und unsere Führer bekreuzten sich. Die Erwartung, von der nächsten Lawine begraben zu werden, erregte in mir solchen Schrecken, daß mir die ohnehin müden Knie schlotterten und das Herz pochte. Die Führer ließen uns einige Zeit stehen. Bis hier hatte großes Schweigen geherrscht; wir hatten uns nur einige Worte hin und wieder zugerufen. Jetzt aber fing der Kapitän laut zu zagen und zu jammern an, er werde seine Frau und seine Kinder nicht mehr sehen, wir müßten alle umkommen. Er schrie zu Gott und der heiligen Maria und klagte, daß er nicht weiter könne, er könne kein Bein mehr regen. Hermil

stimmte auch ein, er sei erstarrt und alles zittere an seinem Leibe. Mir aber blutete das Herz; ich war schuld an dem Jammer, an dem uns allen bevorstehenden Tod; denn zwei Stunden waren wieder verflossen, wir waren keine zehn Minuten Wegs vorwärts gekommen. Meine Führer hofften, daß wir bald das Ärgste überstanden hätten. „Vorwärts denn in Gottes Namen“, sprach ich zu ihnen, konnte meine Beine aber fast nicht mehr brauchen. Die Nacht war eingebrochen, aber es war schön schneehell. „Vorwärts!“ schrien meine Führer den hinter uns Folgenden zu. Auch sie rafften alle Kräfte zusammen, und endlich waren wir über die zweite Lawine hinüber wieder auf die Straße gekommen. Vor uns lag noch eine dritte, und ich fühlte, daß ich die eben bestandenen Mühsale nicht nochmals überwinden könne. Es ging aber über Erwarten. Wir riefen es den andern hinter uns zu, die Laut gaben, daß sie nachfolgten. Von da an war die Straße gut, an manchen Stellen lag Schnee bis an die Knie, an andern war er vom Winde fortgeweht. Jetzt erst, auf der Landstraße, wahrte ich an den zwei Flügeln, die ich neben den Armen und dem Kopf hatte, daß mein Mantel hart gefroren in die Höhe stand, weil ich so oft bis unter die Arme, ja tiefer im Schnee versunken gewesen. Ich hörte nun auch Glockengeläute vom Dorf Simplon, und mein Ruf: „Mut, wir sind gerettet!“ gab auch meinen Gefährten neue Kraft. Es war sieben Uhr, und man läutete Betzeit.

In einer halben Stunde erreichten wir todmüde das Wirtshaus. Ich sandte einen Knecht hinauf, den Wirt zu holen, der sogleich kam und einen Schrei ausstieß, als er mich erkannte. Es wurden Gäste gerufen, um uns hinaufzubringen, denn es war uns unmöglich hinaufzusteigen.

Als wir drei, der Kapitän, Hermil und ich, im Zimmer standen, sahen wir einander an. „Gottlob, wir sind hier!“ — und Hermil sank zu Boden; den Kapitän und mich mußten die Umstehenden auch halten. Ich bat den Wirt, uns alle drei auf den Boden zu legen und vorerst mit heißem Wasser die starr gefrorenen Kleider zu weichen, auch Branntwein zu wärmen und heraufzubringen. Das heiße Wasser kam, und mit Schwamm und Tüchern wurden die Kleider aufgefroren und abgenommen. Der Wirt wollte uns in die Betten legen; allein ich bat, uns liegen zu lassen und warmen Branntwein zu holen. Wir lagen nackt auf dem Leintuch, und der Wirt wusch uns auf mein Geheiß mit warmem Branntwein vom Kopf bis zu den Füßen. Sobald die Glieder gerieben wurden, konnte ich sie wieder aufheben. Man zog mir ein Hemd an, und ich konnte ins Bett gehen, ebenso der Kapitän und Hermil. Wir hatten herrlich warm, waren aber alle drei wie gerädert, so daß uns alle Glieder schmerzten.

Die Reise konnte unter günstigeren Bedingungen zwei Tage später fortgesetzt werden. Wir wurden in Brig freudig empfangen, nachdem man in bangen Sorgen um uns gestanden hatte.

Am Rhonegletscher.

Aufsteigend aus gedrückten Niederungen
erklimmt mein Fuß des Grates schmale Spur.
Wie fühlt mein Geist, von ihrer Macht bezwungen,
jeho die Tiefe Sehnsucht der Natur,
aus ihren starren, ungesformten Hüllen
sich aufzuraffen und die ganze Welt
mit ungeheurem Leben anzufüllen.

Du Gletscher, zwischen jähe Wände hingestellt,
du wiegst in deinem Schoß verborgne Quellen.
Wie hallt's von Stimmen, nur mit Müß gedämpft!
Ich fühl es unterm Eisespanzer schwellen.
O wie dein Sinn noch mit sich selber kämpft,
aus weißem Tod das Leben aufzurufen!

Hinweg! Schon sind, die aus dem Eis sich schufen,
die Wasser, nah am Rand der flachen Schale.
Und höher schwillt's. Und nun mit einem Male
laut überstürzend formt es sich zum Flusse,
und donnert hin, erlöst, in jähem Schusse
hinab ins Tal im Überdrang des Strebens.
Wie tönt das Tal vom Lustgesang des Lebens!